

Das Versprechen



«Wichtig ist mir, zu zeigen dass das, was hier passiert ist, nicht im Namen meiner Religion passiert ist»: Ausgebranntes Auto im Nordirak.

Ein junger Muslim aus Europa will ein Zeichen für Frieden und religiöse Toleranz setzen und reist dafür in den Irak. Doch statt zu Frieden führt die Reise zu erbittertem Streit. [Von Carsten Stormer](#)

In den frühen Stunden eines Februarmorgens steigt Mohammed Khamis, 38 Jahre, Kind libanesischer Flüchtlinge und Rambo-Fan, am Flughafen Tegel mit einem Grinsen in einen Airbus der Lufthansa. Ein rundlicher Mann mit grossem Herzen, der seine Baseballkappe niemals absetzt. Ein ehemaliger Kleinkrimineller, der dem alten Leben abgeschworen hat und sich in Berlin ehrenamtlich um unbegleitete minderjährige Flüchtlinge kümmert. An diesem Morgen ist er schlimm verkatert. Die Nacht hat er mit Kumpels und drei Litern Bier hergebracht. Die Aufregung. Der Zielflughafen: Erbil im Nordirak.

Ein Versprechen ist der Auslöser für diese Reise. Im Jahr 2012 lernt Mohammed die Jesidin Tamara kennen. Das Band, das sie zusammenhält, droht zu zerreißen, als 2014 die Milizen des sogenannten Islamischen Staates über ihre Glaubensschwwestern und -brüder im Nordirak herfallen. «Unentwegt musste ich an sie denken», erzählt Khamis. Doch den Mut sie anzurufen hat er vorerst nicht. Zu sehr schämt er sich dafür, dass diese Verbrechen an den Jesiden im Namen seiner Religion begangen wurden.

Vatikan der Jesiden

Erst Monate später traut er sich, Kontakt zu seiner Freundin aufzunehmen. Sie lebt mittlerweile in Frankreich, hat geheiratet und erwartet ein Kind. Und sie erzählt ihm vom heiligen Wasser aus der Quelle in Lalisch, dem Vatikan der Jesiden im Nordirak, das sie für die Taufe ihres Kindes benötigt. Tamara darf selbst nicht in den Irak fahren. Sie ist eine Staatenlose, seit 24 ihrer 25 Lebensjahre. Also bietet Mohammed seiner Freundin an, das heilige Wasser zu besorgen.

Er hat sich Grosses vorgenommen, denn er will mit dieser Reise nicht nur seiner Freundin helfen, sondern ein Zeichen dafür setzen, dass ein Grossteil der Muslime nicht hinter dem Islamischen Staat steht. Er weigert sich, Terroristen und Fundamentalisten die Deutungshoheit darüber zu überlassen, was einen Muslim ausmacht. Es nervt ihn, dass Muslimen ständig vorgeworfen wird, sich nicht deutlich genug von den Gräueltaten zu distanzieren, die Terrororganisationen wie der IS im Namen des Islams verüben. «Für mich spielt es keine Rolle, welcher Religion jemand angehört. Tamara ist ein wichtiger Mensch in meinem Leben, und sie braucht meine Hilfe.»



Oben: Ruinenlandschaft der ehemaligen jesidischen Hauptstadt Sinjar. Unten: Die Jesidin Adiba, die der Schreckensherrschaft des IS nur knapp entkommen ist.

Dieser Freundschaftsdienst ist sein Antrieb. Zudem gibt es noch einen weiteren Grund. Mohammed Khamis hat einen Hang zur grossen Geste und sehnt sich nach Anerkennung. Mit dieser Reise will er seiner Umgebung beweisen, dass er etwas draufhat. Den Redaktoren grosser Zeitungen, die seine Texte nicht drucken. Den Lektoren, die seine Bücher nicht verlegen wollen. Den Leuten, die ihn für einen Schwätzer halten. Seinen Kumpels. Mit seinem Buch «Ansichten eines Banditen» und einigen Talkshow-Auftritten hat er es in seinem Kiez zu lokaler Berühmtheit gebracht. Wenn RTL, Sat. 1 oder die «Bild-Zeitung» Integrationsversager, Drogendealer, Schulhofschläger, Salfistender oder libanesische Bandenmitglieder suchen, klopfen sie bei Khamis an. Der kennt sie alle.

Ein befreundeter Journalist riet ihm, nicht nur das heilige Wasser von Lalisch zu besorgen, sondern auch das Herzland der Jesiden zu besuchen; die Region um das Sinjar-Gebirge, wo der IS besonders schlimm gewütet hat. Nur wenn er die Massengräber, die zerstörten Dörfer und Städte, die Tunnel und Sprengfallen des IS mit eigenen Augen gesehen habe, könne er tatsächlich begreifen, was damals dort geschehen ist. Ja, denkt Khamis, gute Idee.

Noch wirkt alles wie ein grosses Abenteuer. Aufregung, Bauchkribbeln, etwa Angst? «Nö», sagt Khamis, denn das drängendste Problem des Augenblicks sei, dass der blöde Flieger keine Filme zeigt und er deshalb nicht wisse, was er mit den vier Flugstunden von Berlin nach Erbil anfangen soll. Als er endlich am Flug-



hafen in Erbil steht und zwei Kampfhelikopter in Richtung der umkämpften Stadt Mosul fliegen sieht, sagt er: «Boah, wie bei Rambo.»

Verkauft und vergewaltigt

Im Hotel trifft er Adiba Qasim, die ihn die kommende Woche begleiten wird. Adiba ist eine zierliche, schöne und meinungsstarke 22-jährige Jesidin, die vor 3 Jahren von den Mordgesellen des IS aus ihrer Heimat vertrieben wurde. Monatlang verbrachte sie als Flüchtling in den Lagern des Nordiraks und der Türkei. Schwestern und Brüder flohen über das Mittelmeer und die Balkanroute nach Europa. Ihre Eltern hat sie seit drei Jahren nicht gesehen. Mindestens siebzig Familienangehörige, Freunde, Schulkameraden, Bekannte, Nachbarn, erzählt sie, seien damals entführt,

getötet, verkauft und vergewaltigt worden.

Seit zwei Jahren arbeitet Adiba als internationale Journalistin, übersetzt, organisiert Gesprächspartner. Ohne ihre Hilfe käme Mohammed nicht weit. Sie kennt die Gegend und hat die Genehmigungen besorgt, um die unzähligen Checkpoints auf dem Weg nach Sinjar zu passieren, jener Stadt, die zum Symbol für den Massenmord an den Jesiden geworden ist. Adiba stammt aus dem Nachbarort Khanasor, aus dem sie im August 2014 wenige Minuten vor dem Eintreffen der Milizen des IS entkommen konnte. Sie hat sofort zugesagt, mit Khamis zu arbeiten, als sie hörte, was er für seine Freundin Tamara tun möchte.

Am nächsten Morgen geht es los. Vorerst ist der Abstecher in das iraki-

Land vieler Kulturen

Nordirak und Kurdistan



«Ich möchte dem jesidischen Volk sagen, dass die Art meiner Auslegung der Religion nicht erlaubt zu töten.»

sche Krisengebiet, zweihundert Kilometer nördlich von Erbil, nur ein ungeschriebenes Kapitel des Buches, das Mohammed nach dieser Reise veröffentlichten möchte. Was erwartet er von den kommenden Tagen? Hat er Angst, als Muslim diskriminiert zu werden? Wie werden die Jesiden auf das, was im Namen seiner Religion angerichtet wurde, reagieren, auf die Zerstörungen, das Leid, die Flüchtlinge?

Mohammed Khamis zuckt mit den Schultern: «Was mir sehr wichtig ist, ist zu zeigen, dass das, was hier passiert ist, nicht im Namen meiner Religion passiert ist. Ich möchte dem jesidischen Volk sagen, dass die Art meiner Auslegung meiner Religion nicht erlaubt, einen Menschen zu unterdrücken, zu töten, zwangszuverheiraten oder zu vergewaltigen.» Adiba schlägt

«Mohammed, das ist unsere Realität. Du hast gesagt, du wolltest verstehen. Dann versuch es zumindest.»



Oben: Menschliche Gebeine im Sinjar-Gebirge. Unten: Peshmerga-Soldaten in Sinjar.

vor, dass er sich anstelle von Mohammed Michael nennen könnte, um sich eventuellen Ärger zu ersparen. «Nein. Ich verleugne mich nicht.» Schließlich sei er hier, um zu verstehen. Doch das mit dem Verstehen ist so eine Sache. Ihm ist bewusst, dass es nach den Massakern des IS nicht einfach werden könnte, die Jesiden davon zu überzeugen, dass der Islam eigentlich nur eines lehrt: Frieden. Mohammed möchte auf der Fahrt nach Sinjar von Adiba wissen, was ihr im Sommer 2014, als der IS den Nordirak überrannte, zugestossen sei. Die junge Frau holt tief Luft und beginnt zu erzählen. «Ich habe siebzig Familienmitglieder verloren. Vor dem Krieg war ich ein kleines Mädchen, ein Jahr später eine alte Frau. Ich habe viel verloren, aber ich kann nicht lassen.»

Mohammed hört zu, nickt und sagt dann: «Das war keine religiöse Sache, was hier passiert ist. Meine Religion erlaubt das nicht. Wo auch immer du hinsiehst, Muslime sind so nicht.» «Ich weiss, Mohammed.» «Verurteilst du uns?», fragt er misstrauisch.

«Ich sage nicht, dass alle Muslime verantwortlich sind. Die IS-Kämpfer kamen nicht aus Saudiarabien. Es waren Iraker. Es waren unsere Nachbarn», antwortet Adiba. Jedes Mal, wenn sie Muslime und den Islam erwähnt, verengen sich Mohammeds Augen, das höfliche Lächeln erstarrt zur Maske. Irgendwann merken beide, dass sie aneinander vorbeireden. Die junge Jesidin, die alles verloren hat. Und Mohammed Khamis, der Grossstadtjunge, der Menschen in Gut und Böse sortiert,

die Zwischentöne ignoriert und sich durch Adibas Schilderungen persönlich angegriffen fühlt.

Wie Hollywood

Es ist nicht leicht, nach Sinjar zu gelangen. Als der Wagen die Serpentinstrasse hinunterrollt, blickt Mohammed Khamis fassungslos aus dem Fenster. Am Strassenrand stehen ausgebrannte Fahrzeuge, und auf dem Asphalt liegen noch immer Kleidungsstücke auf der Flucht ermordeter Jesiden. «Das sieht hier aus wie eine Hollywood-Kulisse. Anders kann man das gar nicht sagen.» Mohammed bittet den Fahrer anzuhalten, steigt aus und macht Fotos von Fahrzeugwracks. Die Erkenntnis, dass hier im August 2014 mehr als fünftausend Jesiden innerhalb weniger Tage vom IS abgeschlachtet, vergewaltigt und



entführt wurden, sickert ins Bewusstsein. Doch schon als Nächstes regt er sich auf, dass es in Sinjar keinen Internetempfang gibt. «Kein Netz? Das halte ich nicht aus», sagt er. Fünf Tage nicht online sein? Auf gar keinen Fall. «Ich bin internetsüchtig.» Kurz darauf der nächste Schock. In der Kaserne der kurdischen Peshmerga kommt der Strom aus Generatoren, nur ein paar Stunden am Tag. Die Toilette ist ein Loch im Boden. Aus der Dusche kommt eiskaltes Wasser. Geschlafen wird auf dem Boden. Und als er erfährt, dass die ehemalige Schule einst als Hauptquartier des IS genutzt wurde, muss er sich vor lauter Schreck erst einmal setzen. «Ich soll dort schlafen, wo IS-Kämpfer geschlafen haben? Das kann ich nicht. Das ist entweihter Boden.» Muss er aber.

Am Abend geraten der Deutsche und die Jesidin erneut aneinander. Mohammed erklärt seine Interpretation des Begriffs Namus, eines zentralen Werts in orientalisch-gesellschaftlichen. Er bedeutet so viel wie: Achtung, Ehre, Würde. Mohammed stellt die These in den Raum, dass der IS den geschändeten jesidischen Frauen ihre Ehre, ihr Namus, genommen habe. Adiba runzelt die Stirn und widerspricht vehement. «Nein, die Frauen haben nicht ihre Ehre verloren.» Ehrlos seien nur die Täter: der IS, Muslime. Und die kurdischen Soldaten, die vor den anrückenden Horden des IS geflohen sind und die Jesiden schutzlos zurückgelassen haben. «Hmm», mault Mohammed trotz. «Ich glaube trotzdem, dass den Frauen die Ehre genommen wurde. Deswegen möchte ich mit

Oben: Oberst Ahmed von den Peshmerga mit einer vom IS zurückgelassenen Sprengfalle. Unten: Koranausgaben in einer zerstörten Moschee.

einer Jesidin darüber sprechen.» «Mohammed, du redest mit einer Jesidin», antwortet Adiba resigniert. Stimmt auch wieder. Nach einer Nacht, in der Mohammed Khamis viel gefroren und Ängste ausgestanden hat, trifft er Oberst Alaa Ahmed. Der Peshmerga-Kommandant, 36 Jahre alt, will ihm seine Heimatstadt zeigen. Das, was von ihr übrig ist. Da es Freitag ist, bittet er Oberst Alaa, ihn zu einer Moschee zu führen. Es sei ihm ein grosses Bedürfnis, für die Opfer des Genozids zu beten. «Religionen sind da, um gut zu sein, aber nicht um zu töten oder jemanden zu unterdrücken oder seiner Freiheit zu berauben oder zu vergewaltigen. Dafür ist keine Religion da. Schon gar nicht meine.» Alaa Ahmed nickt anerkennend und führt Mohammed in die zerstörte Altstadt von Sinjar.

Mumifizierter Körper

Auf dem Weg zur Moschee fragt der Oberst, ob Mohammed einen toten IS-Kämpfer sehen wolle. Klar, warum nicht. Im Eingang eines Hauses liegt der halb verweste, halb mumifizierte Körper eines Mannes. Der Wind weht Verwesungsgeruch heran. «Ein Verräter», sagt der Oberst und muss würgen, als er zu nahe an den Kadaver herantritt. «Wir haben ihn getötet», sagt er gleichmütig. Seine Leiche werde zur Abschreckung liegen gelassen und nicht beerdigt. Der Tote war ein Bewohner Sinjars, der sich dem IS angeschlossen und mitgeholfen hatte, seine jesidischen Nachbarn zu ermorden. «So einen wollen wir nicht in unserer Erde haben.» Auf die Frage, ob ein Zusammenleben mit Arabern wieder möglich sei, schüttelt der Oberst den Kopf.

Dann gelangen sie an eine halb zerfallene Moschee. Im Schutt findet Mohammed einen zerschlissenen Gebetsteppich, breitet ihn auf dem Boden aus und kniet sich zum Gebet nieder, während der Oberst das Gebäude inspiziert. Unter der Gebetskanzelle findet er einen Stapel Korane und trägt sie in den Wagen. Die heiligen Bücher sollen nicht im Dreck liegen, sagt er. Gerührt bedankt sich Khamis für diese noble Geste. Da friert Alaa plötzlich in seiner Bewegung ein. Vor ihm am Boden hat er einen Benzinkanister entdeckt, aus dem rote Drähte ragen. Eine Sprengfalle des IS. «Kras!», sagt Mohammed und schießt Fotos mit seinem Smartphone, während der Oberst einen Sprengmeister in die Moschee beordert. Eigentlich, sagt Alaa Ahmed ent-

«Ich steige aus, wenn du das nicht ausschaltest, Adiba. Ich will das nicht hören.»



FRANÇOIS LEMAITRE / L'OP

schuldigend, sollte die Stadt längst von Minen und Sprengfallen gesäubert sein.

Abends chattet Mohammed mit seinen Freunden in Berlin, sendet Sprach- und Textnachrichten mit Emojis und der Fotoausbeute des Tages. Dann ruft plötzlich Tamara an. Mohammed erzählt ihr von dem Toten und der Sprengfalle, von den Menschen, die ihm begegnet sind. «Ich fühle mich leer. Ich denke an die Menschen, die hier ihr Leben lassen mussten.» Tamara beginnt zu weinen. «Danke für alles, was du für mich tust, Mohammed», sagt sie leise und legt dann auf.

Nach fünf Tagen im Kriegsgebiet machen sie sich auf die Rückreise. Das nächste Etappenziel: die heilige Quelle von Lalisch. Der Fahrer schaltet das Radio an. In dem Sender disku-

Der Schrein von Lalisch, der den Jesiden als einer der heiligsten Orte gilt.

tieren an diesem kalten und regnerischen Februartag ein Islamgelehrter und ein jesidischer Prediger darüber, wie es zu dem Massenmord an den irakischen Jesiden kommen konnte. Die Männer suchen nach Belegen für die Aussagen des Propheten, zitieren Koranstellen und erörtern Hadithe, jene Überlieferungen Mohammeds, mit denen die Terrormiliz ihre Taten rechtfertigt. Dass es gottgefällig sei, gefangene Frauen als Sklavinnen zu benutzen und zu verkaufen. Da ist sie wieder, die Anklage: im Namen des Islams. Adiba verlangt von Mohammed, dass er sich anhört, was da im Radio läuft.

«Nein! Nein! Das höre ich mir nicht an», faucht Khamis. «Das waren keine Muslime, die euch umgebracht haben. Das waren schlechte Menschen. Das hat nichts mit mir zu tun, und hör auf,

meine Religion mit Schmutz zu bewerfen.»

«Aufschneider und Lügner»

«Du hast nichts verstanden», schreit Adiba. «Du bist ein Aufschneider und Lügner. Ich will nichts mehr mit dir zu tun haben.» «Ich steige aus, wenn du das nicht ausschaltest, Adiba. Ich will das nicht hören», sagt Mohammed mit kaum unterdrücktem Zorn und blickt aus dem Fenster, an dem die braune Einöde Kurdistans vorbeizieht, und sieht ein, dass es vielleicht doch keine so schlaue Idee ist, an der syrischen Grenze auszustiegen.

Adiba sieht den jungen Mann aus der europäischen Grosstadt fassungslos an. «Mohammed, das ist im Namen deiner Religion geschehen. Dies ist unsere Realität, mit der wir jeden Tag leben müssen. Du hast

gesagt, du wollest verstehen. Dann versuche es zumindest.»

Mohammed murmelt noch beleidigt, dass Adiba eine Islamhasserin sei und dass er den Rest der Reise auch allein klarkomme. Er fordert Dankbarkeit ein, dass er ein Zeichen gegen den Hass setzen möchte. Adiba wirft ihm vor, dass er nicht fähig sei, seine in Europa vorgefertigte Meinung der Realität anzupassen, und dass er nur aus Eigennutz in den Irak gekommen sei. Am Ende des Streits dreht Adiba das Radio lauter, Mohammed setzt wütend seine Kopfhörer auf, hört Metallica und fühlt sich unverstanden. Eisiges Schweigen.

Am nächsten Morgen erreichen sie die Pilgerstätte Lalisch. Mohammed redet kein Wort mit Adiba, die nur den Kopf schüttelt. Ein mürrischer jesidischer Geistlicher füllt Wasser aus der

heiligen Quelle in drei Plasticflaschen und weilt einige Gebetsketten, die Mohammed unterwegs gekauft hat. Geschenke für Tamaras Familie. Mohammed möchte das Heiligtum schnellstmöglich verlassen. «Ich will nur noch nach Hause», sagt er.

Beim Abschied in Erbil reicht er Adiba trotzdem die Hand, bedankt sich für ihre Hilfe und presst eine Entschuldigung hervor. Adiba, so sagt er später, sei auch nur eine Gefangene ihrer Erlebnisse. Eine traumatisierte Frau. Kein Wunder, dass sie auf den Islam nicht gut zu sprechen sei. Aber jetzt sei er froh, den Irak zu verlassen.

Und so endet das Irak-Abenteuer mit dem ungunsten Gefühl, dass etwas schiefgegangen ist. Hat sich die Reise gelohnt? Khamis überlegt, kaut auf seiner Unterlippe. «Ich glaube schon. Ich habe das Wasser.»

Jetzt muss er die kostbaren Flaschen nur noch bei Tamara abliefern, um sein Versprechen zu halten. Von Erbil fliegt er zurück nach Berlin und drei Tage später weiter nach Paris. Von dort geht es mit dem Mietwagen in die französische Kleinstadt Troyes, in der Tamara seit zwei Jahren mit ihrem Ehemann und ihrer elf Monate alten Tochter Liana lebt. Erst mit dem Abstand einiger Tage, auf einer französischen Autobahn, ist es ihm möglich, die Woche, die er im Irak verbracht hat, zu reflektieren.

Weggewischte Träne

Vielleicht habe er Adiba unrecht getan, hätte mehr Verständnis zeigen müssen. «Ich war überfordert. Es kam mir vor, als würde sie meine Absichten infrage stellen.» Er sei gekommen, um einen interreligiösen Dialog zu schaffen, aber «ich wollte mich nicht zwingen lassen, über den Islam zu reden. In dieser Situation hat mein Verstand ausgesetzt.» Er wünschte, er hätte damals im Auto anders reagiert. Heute würde er sich dem Gespräch stellen. Nicht als Muslim, sondern als Mensch, und er schiebt die Erklärung hinterher, dass ein Muslim, der seine Religion anprangere, dem Islam abschwöre. «Meine Religion ist das Heiligste in meinem Leben.»

Als Tamara die Wohnungstür öffnet und Mohammed erblickt, fällt sie ihm um den Hals und drückt ihn innig. «Ich werde nie vergessen, was du für mich getan hast», flüstert sie in sein Ohr und wischt eine Träne weg. Auch Tamaras Vater, der zu Besuch ist, nimmt Mohammed in den Arm und sagt, dass er von nun an zur Familie gehöre.

Minutenlang dreht und wendet Tamara die Wasserflaschen, drückt sie an sich, als wären sie ein Goldschatz. «Man kann sich gar nicht vorstellen, was das für mich bedeutet. Wir stehen ewig in deiner Schuld. Du hast bewiesen, dass es Menschlichkeit und Freundschaft auf dieser Welt noch gibt», sagt Tamara, dann tropfelt sie ein paar Tropfen auf das Haupt ihrer Tochter Liana.

Anschließend grillieren sie gemeinsam, trinken Wodka, stossen an auf aufgelöste Versprechen und interreligiöse Freundschaften, denn nur so, prosten sie sich zu, liesse sich der Hass in der Welt bewältigen. Den ganzen Abend steht der Ehrengast im Mittelpunkt des Geschehens, zeigt Fotos und erzählt von seinen Abenteuern im Irak. Mohammed Khamis hat sein Versprechen eingelöst und fühlt sich endlich wieder gut.

Vorsicht, heilig!

Nicht nur bei den Jesiden, auch in anderen Kulturkreisen rund um die Welt umgibt zahllose Quellen der Nimbus des Heiligen. Die heilende Wirkung, die dem Wasser zugeschrieben wird, wurde von der Wissenschaft von jeher skeptisch beurteilt. In vielen Fällen muss sie neuerdings vor den heiligen Quellen geradezu warnen. Eine Studie des Instituts für Hygiene der Uni Wien hat ergeben, dass die meisten österreichischen Sakral-Wasserfäkal und mit Nitraten verunreinigt sind. Und auch das Weihwasser in Kirchen und Kapellen weist eine gefährlich hohe bakterielle Belastung auf.